

Zeitschrift: Heimatkunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 76 (2019)

Artikel: Patientinnen und Patienten im Mittelpunkt
Autor: Fischer, Monika
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-813483>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>





*Nach dem Umzug in die Gemeinschaftspraxis verliert das Namensschild seine Bedeutung.
Foto Monika Fischer*

Geschichte



Das Haus an der Hauptstrasse 28 in Reiden war über hundert Jahre für alle Patienten offen.

Das Hausarzteehepaar Alfons und Cécile Abt-Bader.



Hausarztfamilie Abt, Reiden

Patientinnen und Patienten im Mittelpunkt

Monika Fischer

Sechs Jahrzehnte standen im markanten Haus an der Hauptstrasse 28 in Reiden zwei Generationen der Familie Abt im Einsatz für kranke Menschen.

Von 1956 bis 1986 führte das Ärztepaar Cécile (1923) und Alfons Abt-Bader (1923–2006) die Hausarztpraxis gemeinsam. Danach wurde sie von Sohn Urs (1953) übernommen. Dieser wechselte am 1. Juli 2013 in die Gemeinschaftspraxis im gleichen Dorf, die er mit fünf Kollegen der Region aufgebaut hatte. Damit verlor das 1897 erbaute Gebäude seine Bedeutung als Hausarztthaus.

Das Beispiel der Ärztefamilie im Wiggerthal zeigt, wie sich die Hausarztmedizin im Wandel der Zeit im gesellschaftlichen Umfeld entwickelt und verändert hat.

Ein Zeitungsinserat hatte das Ärztepaar Alfons und Cécile Abt-Bader während ihrer Assistentenzeit in Basel auf die zum Verkauf stehende Praxis in Reiden aufmerksam gemacht. Begeistert sagten sie zu, doch der Start war schwierig. Vor dem Umzug erkrankte Alfons Abt, der Lehrersohn aus Buchrain, an Tuberkulose und weilte fast ein Jahr zur Kur in einem Sanatorium. Die junge Ärztin und Mutter von zwei kleinen Söhnen musste allein mit der Praxisarbeit beginnen. Es war für sie eine enorm belastende Zeit. Zur neuen Aufgabe galt

es, mit einem Vertreter, der mit seiner Familie im gleichen Haus wohnte, zusammenzuarbeiten.

Auch die Sorgen um die Finanzen und den kranken Mann drückten schwer. Zur grossen Erleichterung konnte der Ehemann nach einem Jahr geheilt in die Praxis einsteigen. Anfänglich besorgte das Ehepaar alle Arbeiten allein. Als sie später Arztgehilfinnen anstellten, wohnten diese ebenso wie die Köchin im gleichen Haus und sassen bei den Mahlzeiten mit der Familie am Tisch.

Rund um die Uhr für die Patienten da

Die Praxis war von morgens acht bis abends um zehn Uhr geöffnet. Die Patienten mussten sich nicht anmelden. Manchmal war das Wartezimmer um acht Uhr schon voll. Der Notfalldienst war noch nicht geregelt. Die Patienten läuteten bei Bedarf auch nachts oder am Sonntag, wenn sie nach dem Gottesdienst Medikamente abholen wollten. Arzt und Ärztin arbeiteten Hand in Hand. Cécile Abt sass beim Eingang und war für die Aufnahme der Patienten besorgt. Sie hielt dann Sprechstunde, wenn ihr Mann auf Hausbesuch weilte. Um Ruhe zu finden, fuhr die Familie am Sonntag oft nach Balsthal. Während Alfons Abt schlief, servierte Cécile Abt dort im Kaffee ihrer Eltern oder plauderte mit der Mutter in der Küche. Spä-



Die Hausärztin Cécile Abt bei ihrer täglichen Arbeit in der Praxis.

ter zogen sie sich zur Erholung in ihr Wochenendhaus in Neuenkirch zurück.

Durchmischung von Praxis und Privatleben

Urs Abt erinnert sich, wie er mit seinem Bruder in karierten Schürzchen vor dem Sprechzimmer wartete, bis die Mutter mit der Arbeit fertig war und erzählt: «Im Alltag gab es kaum ein Privatleben. Das Leben war ganz auf die Praxis ausgerichtet. Im Gang gab es ein Telefon mit einem lauten Signal. Praxis und Wohnung waren nicht abgetrennt. Mit dem Urin im Becher kamen die Leute von der Toilette im Gang an der Küche vorbei. Überall hatte es Leute. Manchmal sassen sie sogar in der Küche. Im Sommer liessen sie vor der Küche im Freien den Gips trocknen. Mit dem

Essen hiess es zu warten, bis der Vater mit der Sprechstunde fertig war. Die Köchin trug die Speisen am Sprechzimmer vorbei ins Esszimmer. Oft roch es in der ganzen Praxis nach dem Essen. Am Abend nach der Sprechstunde sassen Vater und Mutter im Esszimmer und gingen gemeinsam die Krankengeschichten durch, damit die Mutter die Rechnungen schreiben konnte.»

Nicht so schnell zum Arzt

Cécile Abt berichtet von den Bedingungen Ende der 50er-Jahre. «Viele Patienten kamen mit Magenschmerzen, Fieber, Unfällen, Verletzungen erst zum Arzt, wenn es nicht anders ging. Oft mussten wir sie auffordern, die Medikamente zu nehmen.» Sie erzählt von den Bauernfamilien mit bis zu zehn



Für viele Frauen war die Ärztin Cécile Abt eine wichtige Vertrauensperson.

Kindern ohne Sozialleistungen und von den Arbeiterinnen und Arbeitern der Fabrik ohne Krankenkasse. «Es geht schon», lautete ihre Devise, auch wenn es ihnen schlecht ging. So bissen sich viele lange auf die Zähne, bis sie einen Arzt aufsuchten. Als Beispiel erzählt sie von einer Frau, die ihre Brust mit einem offenen Karzinom über Monate mit Kamille ausgewaschen hatte, bis sie endlich die Arztpraxis aufsuchte.

Wiederverwertung

Heilmittel und Medikamente waren ein wichtiger Teil des Einkommens, weil die Leistungen schlecht bezahlt wurden. Um Kosten zu sparen, wurden Tonikum und Hustensirup in grossen Korbflaschen gekauft und für die Patienten in kleinere Flaschen abgefüllt.

Nachdem diese leer waren, wurden sie zurückgebracht, mit heissem Wasser gespült und nachgefüllt. Ähnlich wurde bei den Medikamenten und Fieberzäpfchen vorgegangen. Die Patientinnen erhielten in kleine beschriftete Papiersäckchen abgefüllt so viele, wie sie voraussichtlich brauchten. Die Instrumente wurden ebenfalls wiederverwendet. Glasspritzen wurden nach jeder Verwendung in einem grossen Apparat sterilisiert und danach wieder eingesetzt. Auch die Injektionsnadeln wurden von Hand einzeln geprüft, ob sie glatt und scharf waren. Die zurückgebrachten Binden wurden heiss gewaschen und mit einer kleinen Maschine wieder aufgerollt.

«Am Samstagnachmittag kontrollierten wir mit den Söhnen das grosse Waren-

lager im Keller. Es war eine Riesenarbeit. Doch kannten wir nichts anderes», lacht Cécile Abt rückblickend.

Ansprechperson für die Frauen

Als einzige Ärztin zwischen Luzern und Olten war sie von den Frauen sehr geschätzt. Manche kamen weither zu Fuss, um mit einer Frau sprechen zu können. Viele Frauen waren unterwürfig, rackerten sich für die Familie ab und waren übermüdet. Wenn die Ärztin ihnen riet, sich zu wehren und zu schonen, hörte sie nicht selten den Satz: «Sie arbeiten ja auch viel.»

Zentrale Themen waren Sexualität und Familienplanung. Viele waren der Meinung, die Frau müsse jederzeit bereit sein für den Mann. Wenn eine Frau bei der x-ten Schwangerschaft häufig erbrechen musste, führte dies zur Redensart «Sie kotzt den Mann heraus». Cécile Abt sprach immer offen mit den Frauen und ermutigte sie, sich zu wehren und auch Nein zu sagen.

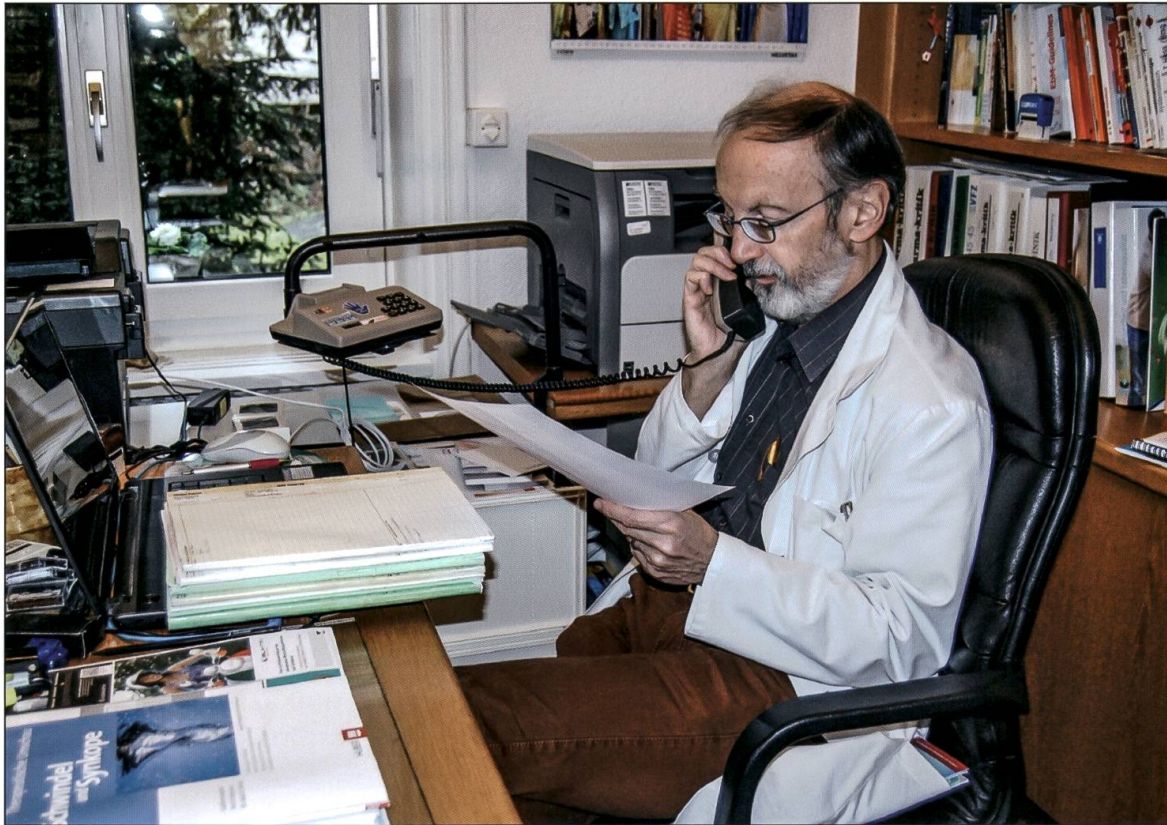
Als 1963 die Pille auf den Markt kam, führte sie oft stundenlange Gespräche mit Frauen. Deren Dilemma zwischen dem Gebot der Kirche und der Not der Familienplanung war gross. Viele wagten nicht, nach der Pille zu fragen. Sie konnten deren Einnahme mit ihrem Glauben nicht vereinbaren. Weinend kamen sie dann zu ihr, wenn sie wieder

schwanger waren. Die Ärztin riet den Frauen, sich in solchen Situationen unterbinden zu lassen. Manchmal bestellte sie auch den Ehemann zu sich und hält fest: «Es brauchte unendlich viel, bis ein Mann zur Sterilisation bereit war.» Eine klare Haltung hatte sie zum Schwangerschaftsabbruch. Sie begleitete die Frauen bei einer ungewollten Schwangerschaft bei Bedarf die ganzen neun Monate und länger und vermittelte sie bei finanziellen Problemen zu Fachstellen. Gerne brachte sie ihr Wissen und ihre Erfahrungen als Hausärztin in die Standesorganisationen und als Grossrätin des Kantons Luzern (1971–1983) in die Politik ein.

Im Dienst des Menschen

Obwohl es eine ausserordentlich strenge Zeit war, blickt Cécile Abt dankbar auf die Jahre in der Hausarztpraxis zurück: «Wir waren voller Idealismus. Die Leute hatten grosses Vertrauen zu uns. Wir nahmen uns wann immer möglich die Zeit für sie, die sie brauchten. Unsere Arbeit wurde geschätzt, die Leute waren dankbar. Das hat uns motiviert, so lange dranzubleiben.»

Diese Haltung hat Sohn Urs zutiefst geprägt. Als Kantonsschüler wollte er zwar nicht ein Leben mit so viel Stress und Arbeit wie die Eltern. Mit einer gewissen Distanz entschloss er sich dennoch fürs Medizinstudium. «Der Mensch



Viele Kontakte pflegt der Hausarzt telefonisch.

interessierte mich. Ich wollte Menschen helfen und mit Menschen zusammenarbeiten. Mein Ziel war immer, Hausarzt zu werden. Ich konnte mir nichts anderes vorstellen.»

Am 29. Dezember 1986 übernahm er die gutgehende Praxis seiner Eltern. Diese zogen sich vom ersten Tag an ganz zurück. Die Mutter schrieb die ersten Jahre lediglich noch die Rechnungen von Hand, bis diese Arbeit vom Computer übernommen wurde. Aufgrund der eigenen Erfahrungen war es dem jungen Arzt wichtig, Praxis und Privatleben zu trennen. Vier Jahre lang baute er während der Ferien das Haus entsprechend um.

Von Anfang an nahm er die Patienten nur auf Bestellung, was lange Warte-

zeiten vermied. Er machte alles, was nötig war, stellte Diagnosen, behandelte Krankheiten, impfte, röntgte, gipste Frakturen, machte gynäkologische Untersuchungen, nähte Wunden und so weiter und so fort. Das Spektrum war enorm breit. Bei neuen Situationen schlug er das nötige Fachwissen in Büchern nach.

Auf vielen Hausbesuchen lernte er die Menschen in ihrem häuslichen Umfeld kennen. Neben körperlichen ging es auch um psychische Krankheiten und die damit verbundenen psycho-sozialen Probleme. In Zusammenhang mit Alkohol, Arbeit, Beziehungsfragen, psychischen Krankheiten und Suizidalität pflegte er enge Kontakte mit dem Sozialdienst der Gemeinde und suchte auch mit Vormund und Arbeitgebern nach Lösungen. Ganze Familien hat er so in

mehr als drei Jahrzehnten von der Geburt bis zum Tod begleitet.

Für alles zuständig

Die Praxis war übersichtlich. Da der Hausarzt für alles zuständig war, hatte er eine gute Übersicht und war nahe an den Patienten. Im Vergleich zu heute waren diese weniger fordernd, und es waren weniger Stellen in die Behandlung involviert. Die Arbeit war auf der einen Seite einfacher, auf der anderen komplexer. Schwierig war die Abgrenzung. Fachärzte und Seelsorger hatten an ihren freien Tagen das Alibiphon eingeschaltet, doch der Hausarzt war fast immer erreichbar.

Eine grosse Unterstützung waren die Mitarbeiterinnen. Sie kannten die Patienten und wussten, bei wem sie dringend reagieren mussten.

Wie bei den Eltern standen auch beim Sohn die Patienten im Zentrum. Die Arbeitszeit richtete sich nach deren Bedürfnissen und nicht nach der Uhr. Oft herrschte von sieben Uhr morgens bis sieben oder gar acht Uhr abends ein reger Betrieb in der Praxis. Am Abend nahm er sich Zeit für Gespräche, die tagsüber zu kurz gekommen waren.

Nach wie vor machte er regelmässige Hausbesuche und suchte in enger Zusammenarbeit mit der Spitex nach be-

darfsgerechten Lösungen. Wann immer möglich unterstützte er den Wunsch von Patienten und Angehörigen, daheim sterben zu dürfen.

Durch Weiterbildung am Ball bleiben

Nach der Sprechstunde kam die Büroarbeit: grosse Beigen von Krankengeschichten mussten durchgegangen, Berichte an Krankenkassen und Versicherungen geschrieben werden. Entsprechend lang waren die Arbeitstage. Der Donnerstagnachmittag war meistens für Weiterbildungen reserviert, was Urs Abt sehr schätzte: «Es war wichtig, mit der Entwicklung der Medizin am Ball zu bleiben und Neues kennenzulernen. Als Alleinkämpfer im Alltag schätzte ich zudem den Austausch mit Kolleginnen und Kollegen.» Eine wertvolle Unterstützung für die eigene Arbeit bot ebenfalls das «Hausarztkränzchen», zu dem sich fünf Kollegen in etwa alle sechs Wochen trafen. Neben medizinischen, organisatorischen und logistischen Fragen konnten im offenen Austausch auch persönliche Anliegen besprochen werden.

Entwicklung durch Spezialisierung

Jedes Wochenende hatte ein Arzt des Dienstkreises Tag und Nacht Notfalldienst. Am darauf folgenden Montag



Nach der Sprechstunde mussten die Krankengeschichten abgearbeitet werden: Urs Abt mit der Assistenzärztin Rita Bartenstein.

ging die Arbeit wie gewohnt weiter. Die Belastung und die damit verbundene Verantwortung waren enorm hoch. Es war deshalb eine Entlastung, als die Hausärzte der Region im Spital Sursee einen Notfalldienst eingerichtet hatten. Dieser verteilte sich auf mehr Personen. Der einzelne Arzt oder die Ärztin müssen seither nur noch sechs Stunden Einsatz leisten oder zwölf Stunden im Hintergrund zur Verfügung stehen.

Die rasante Entwicklung von Medizin und Technik brachte wesentliche Veränderungen. Vieles, was früher der Hausarzt machte, wird heute an Spezialisten delegiert. Ausgebaut wurden ebenfalls die ambulanten Dienste und die Spitex. Diese Entwicklung führte allerdings zusammen mit den gestiegenen Kosten und den Ansprüchen von

Krankenkassen und Versicherungen zu einer Bürokratie, die mehr und mehr auf Kosten der Beziehungsarbeit mit dem Patienten geht.

Von der Einzel- zur Gruppenpraxis

2010 trat durch den krankheitsbedingten Ausfall zweier Hausärzte der Gemeinde Reiden eine Notfallsituation ein. Ein Chefarzt des Spitals Zofingen stellte Urs Abt zur Entlastung jeweils für vier Monate einen seiner Assistenzärzte zur Verfügung: Ein Glücksfall. Die jungen Assistenten lernten die Arbeit in der Hausarztpraxis kennen, der Hausarzt erkannte die Vorteile einer Zusammenarbeit mit andern Ärzten. Damit kam die Idee der Schaffung einer Gruppenpraxis ins Rollen. Nach intensiver



Beim Umzug wird auch die Apotheke geräumt.

Aufbauarbeit konnte am 1. Juli 2013 die Gemeinschaftspraxis «hausärzte region reiden ag» an der Walke B eröffnet werden.

Nach fünf Jahren ist Urs Abt von deren Vorteilen überzeugt: «Der einzelne Arzt ist nicht mehr für alles zuständig und kann sich auf die Medizin konzentrieren. Auch im Alltag ist der Austausch mit Kollegen möglich. Dank der Elektronik haben alle Ärzte und Ärztinnen der Praxis Einblick in die Daten der Patienten. Dies alles wiegt den Nachteil des grossen Betriebes und der damit verbundenen geringeren Nähe zu den Patienten auf. Wir hoffen sehr, dass wir in der nächsten Zeit neben den zwei jungen Ärztinnen und dem jungen Arzt weitere Kolleginnen und Kollegen in unsere Praxisgemeinschaft aufnehmen

können. Dann darf ich der Pensionierung im nächsten Jahr mit der Gewissheit entgegensehen, dass die Patienten auch in Zukunft gut aufgehoben sind.»

Urs Abt schaut dankbar auf sein erfülltes Berufsleben in der Zeit eines enormen gesellschaftlichen Wandels zurück und zeigt auf: «In den letzten Jahrzehnten hat sich die Medizinaltechnik im Sinne einer Reparatur der gestörten Körperfunktionen rasant entwickelt. Dies hat wohl zu grossen Fortschritten und vielen therapeutischen Möglichkeiten geführt, wurde jedoch dem Menschen in seiner Ganzheit nicht gerecht. Auf der Suche nach einer Balance war es mir deshalb wichtig, nicht nur Mediziner, sondern immer auch Arzt zu sein und dem Menschen mit seiner Würde in seinem Umfeld zu begegnen.»



Adresse der Autorin und Fotografin:
 Monika Fischer
 Sonnenbergstrasse 76
 6005 Luzern
 fischerabt@bluewin.ch

Die Arztpraxis Abt ist nun Teil einer Gemeinschaftspraxis.

Foto Hermenegild Heuberger-Wiprächtiger